

Tante Rosa und das Alpenglühn

VON BERNHARD SCHULZ

Immer wenn der Sommer nahte, meldete Vaters Schwester Rosaliese ihren Besuch an. Rosaliese, die von uns Tante Rosa genannt wurde, war zur Post gegangen, hatte die Verbindung herstellen lassen und in das Gerüst hineingerufen: „Hier spricht Rosaliese. Ich komme morgen. Holt mich am Bahnhof ab, aber macht keine Umstände. Tschüs!“

Auf dem Weg zum Bahnhof riefen wir uns in Erinnerung, wer Tante Rosa war und wann wir sie zuletzt gesehen hatten. „Zuletzt?“ fragte Mutter, „voriges Jahr doch!“ Tante Rosa war nicht irgendeine Person, die daherkam und Schwierigkeiten machte, sondern, wie Vater es ausdrückte, eine „distinktierte Dame mit den allerfeinsten Allüren“.

Ich wußte nicht, was „distinktiert“ war und ich konnte auch „Allüren“ nicht unterbringen, aber bis heute haben sich mir diese Eigenschaften der Tante als unverwischbares Merkmal ihrer Persönlichkeit eingeprägt. Hinter meinen Eltern her zog ich den Leiterwagen, auf den Tante Rosas Koffer verladen werden sollten.

In der Blüte ihrer Jahre hatte Tante Rosa als Haushälterin gearbeitet, mal bei einem Ehepaar in Paris, von dem sie ehrfurchtsvoll als von Madame und Monsieur sprach, mal bei einem verwitweten Kommerzienrat in München und mal in Berlin in der Villa eines Archibologen, der bei Grabungen in der Wüste Sinai ums Leben gekommen war. Der Professor im Grunewald hatte ihr ein Haus hinterlassen, das eher ein verschuldetes Museum als eine gewinnbringende Wohnstätte war.

Tante Rosa hatte das Museum aufgelöst; den biblischen Krepel, wie sie sagte. Sie löste eigentlich immerzu etwas auf, schloß Existenzen ab zugunsten von Erben, die sich um den Erblasser nie gekümmert hatten. Sie machte Türen auf und zu, saß bei Testamentser-

öffnungen in der hintersten Reihe und erfuhr, daß sie keinen Deut erhalten würde. Ihr widerfuhr das Mißgeschick, immer an den falschen Witwer zu geraten. Was sie aus ihrer Dienstzeit bei diesen vortrefflichen Herren gelernt hatte, waren Genügsamkeit, Geduld und eben das, was Vaters „allerfeinste Allüren“ hervorhob.

Tante Rosa trug immer ein schwarzes, hochgeschlossenes Kleid mit einem breiten Kragen, den sie mit bunten Schals, Chiffontüchlein und Herrenkrawatten schmückte. „Krawatten sind mein Faible“, sagte sie.

Eine ihrer liebenswürdigsten Eigenschaften war die Fähigkeit, sich zu begeistern, und zwar so maßlos, daß wir alle miteinander angesteckt wurden und uns ebenfalls begeisterten, für ein Blumengesteck zum Belspiel oder für ein Baby, das sie auf dem Arm einer jungen Mutter entdeckt hatte. Einmal geriet sie beim Anhören einer Blockflöte derart in Verückung, daß sie die Augen schloß und mittelte, sie würde auf der Stelle sterben.

Nachdem sie gestorben war, schlug sie ihre blauen Augen auf und versuchte, ihren Eindruck zu steigern, indem sie sich etwas anderes Schönes hinzuwünschte, gleichsam um es zu vervollkommen, nicht aus Habgier, sondern einfach nur, um uns armselige Nichtwiser darauf aufmerksam zu machen, wie großartig der Schöpfung alles gelungen sei. Berühmt war in unserer Familie Tante Rosas Ausruf: „Und jetzt noch ein Alpenglühn!“

Daß sie immerzu glühende Alpen erleben wollte, hing mit dem Umstand zusammen, daß sie einmal in einem verwilderten Schloßpark einer Nachtigall gelauscht und sich ein Alpenglühn dazu vorgestellt hatte. Alpenglühnen galt ihr als Inbegriff der Seligkeit schlechthin. Als junges Mädchen, das sie ja zweifellos gewesen war, hatte sie im Kino einen Film mit Liebe und Al-

penglühn gesehen. Seitdem breitete sich in ihrem Herzen Alpenglühn aus, wenn es etwas Gutes zu sehen, zu hören oder zu essen gab. Wenn es in ihr glühte, strahlte die kleine, lebendige, kecke Dame vor Glück.

Gelegentlich hänselten wir Tante Rosa; denn leider erging es uns wie den meisten Menschen, die während des Alpenglühns im Bräuhäus hocken und die Ereignisse in Gottes schöner Natur versäu-

men. Wenn Tante Rosa ein Gedicht von Rilke, eine Serenade von Mozart oder gar einen Augenauflauf von Greta Garbo bemerkenswert fand, was sie sofort auf ihre überschwingliche Art kundtat, konnte mein Vater es sich nicht verkneifen zu sagen: „Und jetzt noch ein Alpenglühn!“

„Ach ja“, antwortete Tante Rosa, „du sagst es.“ Sie und das Alpenglühn und das Gute im Leben waren derart eins, daß sie den Spott gar nicht be-

merkte. Sie hielt das Aufglühn, und nicht nur das der Berge, für durchaus vernünftig. Es war der Höhepunkt, die Bestätigung, die Wirkung des Guten, daß es eben auch noch glühte.

Tante Rosa hat nie erfahren, daß wir sie gerade dieser Einfalt wegen liebten. Tatsächlich fand das Alpenglühn nur ein einziges Mal in ihrem Leben statt, damals auf der Leinwand im Kino, aber es hatte gereicht, ihr den Alltag und seine geringen Freuden lebenslang zu verdeinen.

Eines Tages starb sie an Altersschwäche, einfach weil sie zu lange gelebt hatte, und der Arzt sagte: Ohne es zu spüren. In einer windstillen Morgenstunde, die von Vogelgezwitscher und Heuduft erfüllt war, begleiteten wir sie zum Friedhof. Mein Vater verließ als letzter die Grabstätte, er nahm Abschied, und ich wetzte, daß er gedacht hat: Und jetzt noch ein Alpenglühn.